



# conceptus

zeitschrift für philosophie

jahrgang XXVIII · 1995 · nr. 72

academia

# GESTALTUNG UND ETHIK

von

Andreas Dorschel

**Zusammenfassung:** Mit moralischen Kategorien wird traditionell die verantwortliche, sachbezogene Gestaltung eines Objekts gegen Formen ästhetischer Selbstverliebtheit eingeklagt. Ein solcher Gebrauch moralischer Kategorien hat jeweils den einzelnen gestalteten Gegenstand im Blick. Verwickelter wird die Situation jedoch, wenn die Gesamtheit der (oder eine große Zahl von) Gegenstände(n) eines bestimmten Typs Probleme aufwirft, die der einzelne gestaltete Gegenstand, für sich genommen, noch nicht erkennen läßt. Die Untersuchung versucht zu klären, inwiefern ethische Konzepte in der Auseinandersetzung mit solchen Schwierigkeiten von Belang sein können.

**Summary:** In design theory, moral categories are traditionally used in favour of objectivity and soberness to oppose designers' aesthetic narcissism. This use of moral concepts is directed at the individual design object. The situation gets more complicated, however, as soon as the totality (or a large number) of objects of a certain type raises problems which could not be predicted from features of the individual object as such. The essay attempts to clarify how ethical concepts could be relevant in dealing with such complications.

\* \* \*

1. Die Zusammenstellung der Begriffe Gestaltung und Ethik setzt sich, wie es scheint, dem maliziösen Kommentar aus, daß es eben nichts gibt, was man nicht durch 'und' verbinden könnte. Wenn man allerdings Texte von Gestaltern zur Kenntnis nimmt, wird man finden, daß moralische Kategorien in ihnen durchaus kein Schattendasein fristen, ja teils geradezu exponierten Status einnehmen. Dies weist eine Überschrift wie Adolf Loos' "Ornament und Verbrechen"<sup>1</sup> ebenso aus wie der Titel einer umfangreichen Dokumentation über die Hochschule für Gestaltung Ulm: "Die Moral der Gegenstände."<sup>2</sup> Verbrechen ist zwar eine Kategorie des Strafrechts, aber daß sich die Justiz des Ornaments annehmen würde, hat auch Loos nicht geglaubt; so ist sein Verdikt über es ein moralisches. Und man sollte sich

---

1. Adolf Loos: Ornament und Verbrechen [1908]. *Der Sturm. Wochenschrift für Kultur und die Künste* I (1910). H.6, S.44.

2. *Die Moral der Gegenstände*. Hochschule für Gestaltung Ulm 1953–1968. Hg. v. Herbert Lindinger. Berlin: Ernst & Sohn 1987, <sup>2</sup>1991.

durch die Phrase, hier seien Termini der Ethik doch nur im uneigentlichen und übertragenen Sinne verwendet, nicht die Frage verbieten lassen, was genauer in diesem Zusammenhang ihre Bedeutung ist.

In jenen Redeweisen ist mit dem Moralischen wohl etwas gemeint wie formale Askese, eine Ästhetik des Verzichts aufs Überflüssige, vielleicht auch Unaufdringlichkeit, die Bereitschaft, sich nicht in den Vordergrund zu schieben, kurz, jene Dezenz, die man einmal mit guten Manieren in Verbindung brachte. Das, wogegen solche Auffassungen stehen, ist jedesmal ein selbstherrlich und selbstgefällig luxurierender Ästhetizismus. Die verantwortliche, sachbezogene Gestaltung eines Objekts wird eingeklagt gegen Formen einer aus der Idee des Künstlertums, wie sie das 19. Jahrhundert geprägt hat, gespeisten Selbstverliebtheit. In der Intention auf reine Herausbildung des Zwecks eines Gegenstandes ist unterstellt, daß das Moralische mit dem Sachlichen konvergiere, weil funktional genau das wäre, was das Bedürfnis des Nutzers am besten erfüllt.<sup>3</sup> In einem pathetischeren Sinne ist der Verzicht aufs Überflüssige und die Suche nach Einfachheit darüber hinaus aber die Suche nach dem Wahren: denn hinter dem Einfachen läßt sich nichts verbergen. Die Forderung nach Wahrheit der Form und des Materials, die sich etwa gegen Imitation in der Gestaltung richtet, und deren Vertreter sich darum beispielshalber über Stuckmarmor, also Marmor imitierenden Gips, oder über jene unbestrittenermaßen reichlich philiströse Sorte Tapeten empört, die das Muster einer gemauerten Wand aufweisen, insistiert auf Wahrhaftigkeit gegen Lüge, reklamiert also evidentenmaßen ein moralisches Ideal für sich. Aber daß er so begründetermaßen – im Sinne einer Ableitung aus diesem – verfährt, ist nicht selbstverständlich.<sup>4</sup> Gewiß haben entsprechende Vorbehalte viel für sich, doch daß sie sich umstandslos aus der Ethik deduzieren ließen, ist nicht glaubhaft. Was hier vorliegt, sind moralische Prinzipien, die, so wie sie sind, in die Ästhetik (im weiten Sinne) beziehungsweise in die Lehre vom Gestalten herübergenommen werden. Dieser Übergang selber müßte aber jeweils besonders begründet werden. Auch wenn z.B. gezeigt wäre, daß Täuschung und Lüge moralisch nicht vertretbar sind, würde daraus noch nichts über die Legitimität von Stuckmarmor folgen. Und es ist unwahrscheinlich, daß sich über die hiermit aufgeworfenen Fragen etwas in Abstraktion von dem jeweils zu gestalten-

---

3. Zu dieser Logik vgl. Hermann Lübbe: *Politische Philosophie in Deutschland. Studien zu ihrer Geschichte*. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag 1974, S.165 (in bezug auf die Zeit vor 1914).

4. Für eine Analyse einschlägiger Argumente (moralischer und anderer) vgl. Olaf Weber: Für und gegen Imitation. *form + zweck* 14 (1982). H.3, S.7–14.

den Gegenstand entscheiden läßt. Ein Moment von ästhetischem Überschuß über die Funktion, das an einem Schraubenzieher nur töricht wirken würde, könnte einem Messer – also einem gar nicht so verschiedenen Ding – durchaus angemessen sein.<sup>5</sup> Um diesen Gedanken auf die zitierten Schlagworte zu beziehen: Es ist unwahrscheinlich, daß Ornament schlechthin Verbrechen ist, hingegen hat der Titel "Die Moral der Gegenstände" weit mehr für sich, weil er die Möglichkeit offenläßt oder sogar nahelegt, daß es für verschiedene Gegenstände sehr Verschiedenes heißt, ihre 'Moral' zu realisieren.

2. Daß moralische Kategorien auf Gestaltung angewandt werden, ist nicht neu. Diskussionen der skizzierten Art – Versuche der Herleitung dessen, was gestalterisch zu tun oder zu lassen sei, aus moralischen Grundsätzen und die Kritik an diesen Versuchen – lassen sich vielmehr bis in die Antike zurückverfolgen; vermutlich sind sie so alt, wie das Nachdenken über Gestaltung selber es ist. Von ihnen zu unterscheiden ist jedoch eine neuartige und verwickeltere Weise, in der ethische Konzepte für Gestaltung von Belang sein können. Der erwähnte Gebrauch moralischer Kategorien hatte nämlich jeweils den einzelnen gestalteten Gegenstand im Auge; es scheint aber inzwischen möglich und wirklich, daß Gegenstände, die je für sich genommen (oder in geringer Zahl) relativ unproblematisch sind, in ihrer Gesamtheit (oder in großer Zahl) höchst problematisch sind. Und selbst wenn sie je für sich genommen Probleme aufwerfen, kann es sein, daß diejenigen Probleme, die das Ensemble dieser Gegenstände aufwirft, gegenüber jenen Problemen von qualitativ neuer Art sind. In modernen Gesellschaften nimmt nämlich ein wachsender Anteil des Konsums neben einem individuellen auch einen sozialen Aspekt an; die Befriedigung, die Individuen aus Gütern beziehen, hängt zunehmend nicht nur von ihrem eigenen Konsum, sondern auch von dem anderer Menschen ab. Und zwar berührt dieser öffentliche Aspekt des Konsums ebenso sehr manches von dem, was die Ökonomen private Güter, wie das, was sie öffentliche nennen. Von der Luft, dem Musterbeispiel eines öffentlichen Gutes, unterstellte man herkömmlich, daß keiner sie durch seinen Konsum – und dabei dachte man ans Atmen – dem anderen wegnehmen könne. Heute wird sie von Verbrennungsmotoren dergestalt konsumiert, daß mancher im Zentrum einer Großstadt kaum noch Luft bekommt. Und positiv gewendet hängt die Qualität der Luft, die er atmet, davon ab, in welcher Weise seine Mitbürger zu Maßnahmen gegen die Luftver-

---

5. Vgl. Michael Müller: Die sinnliche Erscheinung des Gebrauchswerts. In: Ders.: *Architektur und Avantgarde. Ein vergessenes Projekt der Moderne*. Frankfurt/M.: Athenäum 1987, S.12–32, 13f.

schmutzung beitragen.<sup>6</sup> Aber auch die Autofahrer, die daran mitwirken, daß am öffentlichen Gut Luft jeder deren Konsum durch andere zu spüren bekommt – wegen der gefilterten Wagenbelüftung am wenigsten sie selber –, sehen gemäß der selben Logik ein aufs andere Mal die Freude an ihrem privaten Gut Auto getrübt. Im Stau wird die private Realisierung des allen gemeinsamen Wunsches nach Mobilität paradox: jeden einzelnen treibt das Interesse an Fortbewegung, und gerade indem sie diesem Interesse auto-mobil nachgehen, hindern sie sich an dessen Realisierung. Je mehr Leute sich gleichzeitig in ihr Fahrzeug setzen, desto weniger kommen sie fahrend von der Stelle. Das Verhältnis von individuellen Absichten und sozialen Folgen wird nicht nur hierin paradox. Zweck der Motorisierung ist, daß leichter größere Distanzen zurückgelegt werden und damit der individuelle Aktionsradius sich erhöht. Aber die Bereitschaft von immer mehr Menschen, größere Distanzen zu überwinden, induziert zumindest mit einem Zentralisierungsprozeß von Einrichtungen, der teilweise den Vorteil des erhöhten Aktionsradius wieder nimmt.<sup>7</sup> Am Ende dauert es mit dem Auto zum Einkaufszentrum genauso lange wie früher zu Fuß zum Laden. Jeder verbraucht einen größeren Anteil an Ressourcen und bleibt trotzdem in derselben relativen Position.<sup>8</sup> Da es den zu Fuß erreichbaren Laden aber inzwischen nicht mehr gibt, bleibt man aufs Auto angewiesen, zumal der Arbeitgeber mittlerweile selbstverständlich die Fahrt von der Stadt ins Umland zumutet. Die Möglichkeiten einer Steigerung von Mobilität sind durch den Zwang dazu ersetzt.<sup>9</sup>

Nicht nur im Fall des Autos läßt das, was die Ökonomen private Güter im Unterschied zu öffentlichen nennen, seinen Nutzer über die Mißlichkeiten des Konsums seinen öffentlichen Charakter spüren. Das Grundstück am Rand der Stadt, als Zuflucht vor dieser gedacht, wird von denen verändert, die ebenfalls am Rand der Stadt Zuflucht suchen, und verliert, je mehr es werden, genau die Qualität, um derentwillen es begehrt wurde.<sup>10</sup> Zwar läßt sich Prozessen dieses Typs eine Zeitlang mit expansiven Strategien begegnen: mehr Straßen, weiter entfernte Vororte. Doch nicht nur zeigen sich schnell Grenzen, über die hinaus sich die Strategie nicht fortsetzen läßt, weil ein paar Kilometer weiter schon die nächste Stadt beginnt oder keine Fläche

---

6. Fred Hirsch: *Die sozialen Grenzen des Wachstums. Eine ökonomische Analyse der Wachstumskrise*. Reinbek: Rowohlt 1980, S.15f.

7. Helmut Holzapfel: schneller höher weiter. Räume schrumpfen zu Punkten. *Kommune IV* (1986). H.5, S.66–69, 68.

8. Hirsch (wie Anm.6), S.81.

9. Holzapfel (wie Anm.7), S.69.

10. Hirsch (wie Anm.6), S.65, 165.

zum Zubetonieren mehr frei ist. Was sich als Lösung des Problems empfiehlt, ist darüberhinaus eher Teil des Problems, weil die zusätzliche Verkehrsanbindung oder das neu erschlossene Bauland nur wiederum Attraktionen für weitere Nutzer sind.<sup>11</sup>

Nutzen und Vergnügen, die aus einem Auto oder einem Wochenendhaus resultieren, sind eine Funktion der Bedingungen, unter denen von ihnen Gebrauch gemacht werden kann. In sie geht wesentlich ein, wie viele Menschen diese Güter ebenfalls besitzen und nutzen. Ab einer bestimmten Grenze, die in den industriellen Massengesellschaften bei bestimmten Gütern überschritten ist, verschlechtern sich die Nutzungsbedingungen des jeweiligen Gutes, je verbreiteter dessen Gebrauch ist. Dieser genuin gesellschaftliche Faktor kann die Zufriedenheit mit ihm stärker beeinflussen als seine spezifisch 'privaten' Merkmale (die Geschwindigkeit des Autos, die Geräumigkeit des Hauses, usw.). Die Befriedigung der individuellen Präferenzen ändert die Situation für alle, die dieselben Präferenzen haben.<sup>12</sup> Nicht immer ändert sie sie zum schlechteren: der Gebrauchswert eines Telefons steigt, je mehr Menschen ebenfalls eines besitzen (wenngleich auch die Freiheit zur Telekommunikation mit deren allgemeiner Verbreitung in Zwang zu ihr umschlägt, weil es tendenziell unmöglich wird, ohne Telefon eine soziale Existenz zu führen: wer keines hat, bleibt ausgeschlossen). Daß der Konsum auf den Konsum zurückwirkt, kann aber eben im anderen Extrem auch bedeuten, daß sich die mit jedem einzelnen Exemplar verbundenen Vorteile in ihrem Zusammentreffen wechselseitig zunichte machen. "Wenn alle sich auf die Zehenspitzen stellen, kann keiner besser sehen", lautet die Problemformel von Fred Hirsch.<sup>13</sup>

Es liegt auf der Hand, daß der Verbraucher nicht das Produkt als solches sucht, sondern ein Produkt mit bestimmten Eigenschaften und innerhalb eines bestimmten äußeren Rahmens oder bestimmter Nutzungsbedingungen. Dieser Rahmen wird jedoch von den Unternehmen nicht mitgeliefert.<sup>14</sup> Wenn es aber überhaupt eine Stelle gibt, an der eine Reflexion auf die Nutzungsbedingungen sinnvoll und möglich ist, dann ist es die, bevor das Produkt da ist, also die Phase des Entwurfs, der Entwicklung und Planung. Ist das Produkt einmal da, so wird der Prozeß schon aus ökonomischen Gründen zum Selbstläufer. Eine Reflexion der genannten Art könnte nun natürlich rein de-

---

11. Vgl. ebd., S.156, 160 über öffentliche Ausgaben für den Autobahnbau als Reaktion auf die steigende Nachfrage der Autofahrer.

12. Ebd., S.17ff.

13. Ebd., S.17.

14. Ebd., S.159.

skriptiven Charakter haben. Wird sie aber unter dem leitenden Gedanken an- gestellt, die Situation möglichst zu vermeiden, in der die mittels der neuen Produkte wahrgenommenen Optionen sich wechselseitig chaotisieren und sich mithin *als* Optionen selbst vernichten<sup>15</sup>, dann wird sie eine ethische.

3. Kant hat das Prinzip der Ethik dahingehend formuliert, daß derjenige, der sich etwas vorgesetzt hat, zu prüfen habe, ob seine Ausführung zugleich all- gemeines Gesetz werden könne, d.h.: ob jedermann so handeln könnte.<sup>16</sup> Nat- ürlich war in der praktischen Philosophie am Ausgang des 18. Jahrhunderts nicht an die Paradoxien des modernen Massenkonsums gedacht. Aber daß man bei einem Gegenstand fragen würde, ob jedermann von ihm Gebrauch machen könne, wäre tatsächlich nur eine Spezifikation jenes Kantischen Prinzips. Es hieße, gemäß der verwendeten Terminologie, die Nutzungsbedin- gungen dieses Gegenstandes in Erwägung zu ziehen. An den skizzierten Phä- nomenen gesellschaftlicher Knappheit zeigte sich, daß materielle Güter nicht nur physikalischen Beschränkungen einer Produktionssteigerung unterliegen, sondern auch bestimmten Absorptionsgrenzen ihrer Nutzung. Wo der sozia- len Umwelt nur eine beschränkte Kapazität im Hinblick auf die Erweiterung des Gebrauchs eines Gutes ohne gleichzeitige Qualitätseinbuße eignet, da unterwirft sie den Konsum sozialen Grenzen. An sie stößt man immer da, wo Befriedigung nicht von dem isolierten Produkt abhängt, sondern eben von den gegebenen Nutzungsbedingungen<sup>17</sup>: Ab einem bestimmten quantitativen Niveau heben sich die Vorteile, die einzeln bestünden, in der Summe wech- selseitig auf. Kollisionen dieser Art können Menschen fatalistisch als böse Überraschungen hinnehmen, sie können sie – und Strategien zu ihrer Vermei- dung – aber auch zum Thema ihres Nachdenkens machen. Wenn es zutrifft, daß die Gesamtheit der Produkte einer bestimmten Art die Nutzung eben die- ser Produkte beeinträchtigen kann, dann hätten Gestalter, denen, als ihre dé- formation professionelle, die Objektfixierung droht, sich gerade vom faszii- nierten Blick auf den einzelnen gelungenen Gegenstand zu lösen, und dar- auf zu reflektieren, was es heißen würde, wenn jeder einen solchen hätte.

---

15. Claus Offe: Die Utopie der Null-Option. Modernität und Modernisierung als poli- tische Gütekriterien. In: Peter Koslowski/Robert Spaemann/Reinhard Löw (Hg.): *Moderne oder Postmoderne? Zur Signatur des gegenwärtigen Zeitalters*. Weinheim: VCH (Acta humaniora) 1986. S.143–172, 151.

16. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten AB 17. *Werke in sechs Bänden*, hg. v. Wilhelm Weischedel. Bd.IV. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1956, S.28.

17. Hirsch (wie Anm.6), S.17.

Nun wird eine Reflexion der Nutzungsbedingungen tatsächlich immer wieder einmal laut, und nimmt dann einen Gang, der ganz nahezuliegen scheint: Wenn der Gebrauchswert von Optionen, die ein Gegenstand für sich genommen eröffnet, rapide sinken und sogar negativ werden kann, wenn die Zahl der Personen, die von diesen Freiheiten Gebrauch machen, steigt<sup>18</sup>, dann läßt er sich erhöhen, indem die Zahl der Personen, denen Gegenstände dieser Art zugänglich werden, gesenkt wird. So echauffieren sich diejenigen, die bereits ein Feriendomizil auf Lanzarote besitzen, über den Urlaubs-Konsumismus von Friseuren und Sachbearbeitern, und kämpfen in lokalen Bürgerinitiativen dafür, den Massentourismus, natürlich nur aus Gründen des Umweltschutzes, auszusperren. Die selbe Logik (verbunden mit der Einsicht, daß in der bürgerlichen Gesellschaft der Preis das Bedürfnis von den Mitteln seiner Befriedigung trennt) waltet im Vorschlag einer Erhöhung des Benzinpreises auf fünf Mark. In diesen beiden Fällen ist der Staat, der keinen weiteren Baugrund für Hotels ausweisen oder die Mineralölsteuer erhöhen soll, die Instanz, an die sich die Appelle richten. Doch wo Preisabsprachen gelingen, Kartelle installiert sind oder Monopole bestehen, geht es auch ohne ihn.

Bei derartigen, privilegierenden Lösungen wird versucht, zu forcieren, was ohnehin im Gang der Dinge liegt. Das Klischee vom Fortschritt als dem Fortschreiten einer Gesellschaft, von der jeder früher oder später die Punkte passiert, die zuvor nur wenige erreicht hatten, unterschlägt, daß jene Punkte, an denen die anderen bereits gewesen sind, gar nicht mehr dieselben sind. Seit billige Charterflüge entfernte exotische Landstriche als Urlaubsziel der Massen erschlossen, haben sie bei ihrer Ankunft immer wieder Gelegenheit festzustellen, daß diese mittlerweile dank Tourismus verschandelt sind. Das Auto, zu Beginn des Jahrhunderts das Privileg weniger und seitdem tatsächlich der Traum des kleinen Mannes, ist heute in den Industrieländern zwar nahezu allen zugänglich; aber der Jubel darüber, daß das, was früher nur wenigen zur Verfügung stand, heute ubiquitär geworden sei, ist schal, wenn der Luxus von Vergnügungsfahrten inzwischen durch verstopfte Straßen und fehlende Parkplätze beeinträchtigt ist, auf der anderen Seite aber der Besitz eines Autos Voraussetzung dafür ist, den eigenen Arbeitsplatz zu erreichen.<sup>19</sup> Die Vorteile in Gestalt erweiterter Möglichkeiten kamen und kommen eben im wesentlichen den 'Pionieren' im Bereich der Mobilität zu, also denen, die etwa zuerst über Automobile und dann zuerst über Hubschrauber oder Flugzeuge verfügen. Mobilitätsgewinn erbringt ab einer bestimmten Grenze immer weniger, wenn andere diesen bereits realisiert

---

18. Offe (wie Anm.15), S.154.

19. Hirsch (wie Anm.6), S.158f.

haben, d.h.: je später jemand aufrückt, desto geringer sind die noch erzielbaren Vorteile.<sup>20</sup>

Eine privilegierte Aneignung von gesellschaftlichem Reichtum (die sich in der bürgerlichen Gesellschaft nicht mehr über rechtliche Privilegien wie Standesvorrechte, sondern unter der Voraussetzung rechtlicher Gleichheit vollzieht) ist historische Normalität. Sie konterkariert nicht das Paradox der kollektiven Selbstschädigung, sondern ist seine Verlaufsform, indem Güter, die von den Massen angeeignet werden, für Eliten an Reiz verlieren, die sich ihrerseits neue Gegenstände des Konsums erschließen, die dadurch wiederum massenhaft attraktiv werden usf. Wo von einem Bedürfnis mit Gründen angenommen werden muß, daß es das Bedürfnis vieler oder der meisten ist – und Mobilität ist ein solches –, kann Planung nicht darauf setzen, daß seine Befriedigung wegen der zu erwartenden Interferenzen auf wenige beschränkt bleibt – und zwar bereits schlicht deshalb, weil eine solche Planung, wie die historische Erfahrung lehrt, ihr Ziel nicht erreichen wird. Zu erwägen wäre also, wie Produkte das Bedürfnis, das früher oder später ohnehin massenhaft geltend gemacht werden wird, so erfüllen können, daß die Befriedigung des Bedürfnisses des einen mit der Befriedigung des Bedürfnisses jedes anderen, mit einem Kantischen Ausdruck, "zusammen bestehen kann."<sup>21</sup> Es kann freilich sein, daß dies durch das Produkt, dessen Gestaltung aktuell ansteht, gar nicht zu erreichen ist. Möglicherweise stellt das Auto überhaupt nicht die richtige – als massenhafte kompatible – Antwort auf den Bedarf nach Mobilität dar. Vielleicht tendiert massenhafter Individualverkehr inzwischen notwendig zum Zustand des Paradoxen. Einem Gestalter, dem eine Autokarosserie als Aufgabe gestellt ist, ist aber mit dem Hinweis, er täte besser daran, einen neuen Zug zu entwerfen, schwerlich gedient. Einer Gestaltung, die nicht nur den zu gestaltenden Gegenstand, sondern die durch seine Verbreitung selbst produzierten Bedingungen seiner Nutzung in der umrissenen Weise reflektierte, steht mithin als Hindernis entgegen, daß in der Regel an anderem Ort entschieden wird, was zu gestalten ist. Und selbst in bezug auf die Frage, wie das zu gestalten ist, was zu gestalten ist, können die ökonomischen und sonstigen Vorgaben so erheblich sein, daß nur wenige Möglichkeiten der Berücksichtigung des Kontexts, in den es eingeht, bleiben. Ein Spielraum bleibt aber stets, denn wären in einer Angelegenheit gar keine Entscheidungen über Form und Material zu treffen, so würde überhaupt kein Gestalter mit ihr beschäftigt. So mag er die Wahl des Materials innerhalb enger Grenzen vornehmen müssen, gleichwohl wird sie den Ver-

---

20. Holzapfel (wie Anm.7), S.68.

21. *Metaphysik der Sitten*. Rechtslehre AB 33. *Werke* (wie Anm.16), S.337.

brauch an Rohstoffen und den Energieaufwand eines Produktes entscheidend beeinflussen. Die Chance dessen, der entwirft, plant und gestaltet, liegt darin, daß er nicht erst einsetzt, wenn alles schon passiert ist. Sie ist die Chance der Vermeidung von Schäden statt ihrer Herbeiführung und Reparatur, der bislang vorherrschenden Logik von Versorgung und Entsorgung.<sup>22</sup> Die typische Problembearbeitung im Industriesystem hat den Charakter der Symptomreparatur: erst werden Schäden angerichtet, dann repariert oder kompensiert (und zwei Mal wird daran verdient).<sup>23</sup> Die primäre Bewältigung eines Problems schafft ein Nachfolgeproblem, das seinerseits bewältigt werden muß. Die Art der Problembewältigung ist also in irgendeiner Weise zweckwidrig; sie ist in sich von einem Widerspruch gekennzeichnet, der sich als ein neues Problem manifestiert. Dessen sekundäre Bewältigung aber läßt seine Ursache unangetastet. Entstanden sind die dabei zu Buche schlagenden sozialen Entsorgungskosten, weil die Versorgungsökonomie Gewinn aus der Tatsache ziehen kann, daß die Entsorgung in der Versorgungsphase nicht berücksichtigt, inhaltlich abgekoppelt und auf die Entsorgungsphase zeitlich verlagert wird. Kurz: Das Auseinanderfallen von Versorgung und Entsorgung kann gewollt und profitabel sein.<sup>24</sup> Ist eine solche Ordnung einmal etabliert, erhält sie sich selbst. Denn neben den Verursachern gewinnen nun auch diejenigen, die dafür bezahlt werden, daß sie Symptome bekämpfen – einschlägige Bürokratien und bestimmte Unternehmen, sogenannte Entsorgungsfirmer –, Interesse am Fortbestehen des Problems. Sie haben Grund zu wünschen, daß weiterhin Anlaß zur Sorge besteht, der der Entsorgung bedarf. Es widerspricht aller historischen Erfahrung, daß solche Organisationen ihre eigenen Existenzbedingungen durch Zielerfüllung, das wäre: ursächliche Problemlösung, untergraben, statt sie zu erweitern.<sup>25</sup> Gegen einen derartigen Komplex läßt sich nurmehr politisch opponieren – und selbst das mit wenig Aussicht auf Erfolg. Wer entwirft und plant, kann aber manchmal einsetzen, bevor derartige Interessenlagen etabliert sind. Er kann versuchen, Schäden zu vermeiden, statt sie entstehen und dann beseitigen zu

---

22. Martin Jänicke: Versorgung und Entsorgung im superindustriellen System. Soziale Probleme als Wachstumsfolge und Wachstumsbedingung. In: Joachim Matthes (Hg.): *Lebenswelt und soziale Probleme. Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages von Bremen 1980*. Frankfurt/M.–New York: Campus 1980. S.144–152.

23. Ders.: *Wie das Industriesystem von seinen Mißständen profitiert*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1979. S.11, 109–112.

24. Barbara Mettler-Meibom: *Soziale Kosten in der Informationsgesellschaft. Überlegungen zu einer Kommunikationsökologie*. Frankfurt/M.: Fischer 1987, S.11, 19.

25. Jänicke (wie Anm.23), S.110.

lassen. Wenn z.B. bereits in die erste Konzeption eines Produkts die Frage eingeht, was aus ihm wird, wenn es nicht mehr benötigt wird, so wird die beste Antwort darauf, und eben manchmal eine mögliche, sein, daß es auch dann keiner besonderen Entsorgung bedarf.

Mag aber die Berücksichtigung des gesamten Lebenszyklus eines Produkts jeweils als einzelner Gegenstand von der Produktion bis zur Wiederverwendung oder Zerstörung oder Lagerung seiner nach Gebrauch bleibenden Reste noch einigermaßen prognostizierbar sein, so scheint jenen Interferenzen, in denen sich ein Produkt, wenn es allgemeine Verbreitung findet, gewissermaßen selbst in die Quere kommen kann, schwerer Rechnung zu tragen. Welche Stoffe sich natürlich abbauen und welche nicht, kann man nachschlagen; in welcher Weise sich aber eine Interdependenz zwischen dem Konsum mehrerer Individuen bemerkbar machen wird<sup>26</sup>, das hängt auch davon ab, wer zu welcher Zeit an welchem Ort konsumieren will. Was nacheinander geht, kann gleichzeitig ausgeführt ruinöse Wirkungen zeitigen; was an verschiedenen Orten geht, kann an einer einzigen Stelle ausgeübt katastrophal sein – und umgekehrt. Zweifellos ist dazu, ein Ensemble von Gegenständen, statt einen einzelnen Gegenstand, in seiner Wirkung einzuschätzen, Phantasie vonnöten. Daß das, was als einzelnes Hochhaus passabel ist, in Addition zur Trabantenstadt zum Horror werden kann<sup>27</sup> – und dies ist noch der klarste und überschaubarste Fall –, wäre eine Einsicht aus Vorstellungskraft, deren Fehlen bei bestimmten Architekten in Berlin, Frankfurt und anderswo Denkmäler in Stahlbeton errichtet sind. Freilich wäre dergleichen auch dann nicht entstanden, wenn die an sich naheliegende Idee, einen Stadtteil im Dialog mit den Klienten zu planen, zum Zuge gekommen wäre. Denn tatsächlich reicht selbst Phantasie niemals aus, weil die Bedürfnisse, auf die ein Produkt trifft, immer noch anders sein können, als der Gestalter des Produkts es sich vorstellt. Das Überspringen dieses unbequemen Umstands, das um jeden Preis von sich aus, aus eigener Kraft das, was den Menschen nötig ist, antizipieren will, hat in den vergangenen Jahrzehnten in der Theorie der Gestaltung zwei klassische Rationalisierungen gefunden: die technokratische und die ideologiekritische.

4. Technokratisch sind Ansätze, die für Probleme, deren Substanz gesellschaftlich ist – Interessengegensätze zum Beispiel –, technische Lösungen anbieten. Von dieser Art war exemplarisch die einst auch als Grundlagen-

---

26. Hirsch (wie Anm.6), S.23.

27. Vgl. Jochen Gros: *Dialektik der Gestaltung*. Offenbach: Hochschule für Gestaltung 1970, S.7.

disziplin von Gestaltung beliebte Kybernetik. Diese inzwischen fast vergessene Wissenschaft, der im Wechsel der szientifischen Moden zahlreiche andere, aber in ihrem Kern, der technokratischen Logik, vergleichbare gefolgt sind, erfreute sich zu ihrer Zeit charakteristischerweise im Osten gleicher Beliebtheit wie im Westen: als Technik schien sie gesellschaftlich neutral und, wie andere Techniken auch, zu allem zu gebrauchen. Die Neutralität besteht jedoch nur darin, daß nicht inhaltlich Partei für diese oder jene Seite ergriffen wird; die Verkürzung, die gleichwohl vorgenommen wird, liegt eben ganz im Formalen der Methode. Es handelt sich um eine solche der Reduktion. Sie ventiliert den Traum des Sozialingenieurs, daß, sobald erst einmal die Planung optimiert sei, man sich das leider noch vorherrschende inexakte Herumreden schenken könne. Indem sie praktische Fragen in technische umdefiniert, sollen sich Politik und Ethik gleichsam herauskürzen.<sup>28</sup> Was sonst Inhalt gesellschaftlichen Streits wäre, wird hierbei ohne viel Aufhebens über die Köpfe der Betroffenen hin, als ein Faktor unter anderen, vorweggenommen. Im technischen Modell der Gesellschaft, das die Kybernetik und vergleichbare Ansätze bieten, können darum die Bedürfnisse und Interessen der Menschen nur sozusagen als natürliche Eigenschaften vorgestellt werden. Die Bedürfnisse, die einer hat, sind jedoch nicht so etwas wie seine Augen- oder Haarfarbe. Man kann die Wünsche und Abneigungen der Menschen auch nicht einfach messen. Sie hängen ab von Interpretationen. Und sie sind wesentlich auf Artikulation angewiesen, sie verändern sich, indem sie ausgesprochen werden. Was einer will, das weiß er oft erst, wenn, weil und indem er es zu formulieren versucht. Aber selbst eine Umfrage, die man nach dem Gesagten als adäquate Ermittlungsform für Bedürfnisse ansehen könnte, nimmt sie noch zu sehr als etwas, das man vorfindet.<sup>29</sup> Das Bedürfnis eines Nutzers könnte sich nämlich auch wandeln, wenn er vom Gestalter, der die Mittel zur Erfüllung desselben entwirft, erfährt, daß diese Mittel im einzelnen diese und jene Eigenschaften haben, und daß es diese und jene Alternative dazu gibt. Erst wenn sein Wissen von dem, was es gibt, in dieser Weise präzisiert ist, wird er vielleicht sagen: Das war es, was ich eigentlich wollte. So handelt es sich nicht um eine Umfrage, sondern um eine Beratung. Sie

---

28. Vgl. Tomás Maldonado: *Umwelt und Revolte. Zur Dialektik des Entwerfens im Spätkapitalismus*. Reinbek: Rowohlt 1972, S.34.

29. Zur Zweideutigkeit dieser Art von Kommunikation vgl. Karl-Otto Apel: Die hermeneutische Dimension von Sozialwissenschaft und ihre normative Grundlage. In: Ders./Matthias Kettner (Hg.): *Mythos Wertfreiheit? Neue Beiträge zur Objektivität in den Human- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt/M.-New York: Campus 1994, S.17-47, 37f.

läßt den anderen zu Wort kommen wie sich gegenüber dem anderen, und hält sich so gleicherweise frei von einer blinden Hinnahme wie von einem fürsorglichen Besserwissen dessen, was auf der anderen Seite für Bedürfnisse bestehen. Ein Prozeß dieser Art kann nicht bis zu Ende verwissenschaftlicht werden. Denn es handelt sich hier nicht um das Finden des richtigen Mittels zu einem feststehenden Zweck, sondern vor allem um die Vorstellung von dem, was sein soll und was nicht.<sup>30</sup> Der Vorwurf, den Dialog zwischen Gestalter und Nutzer abgeschnitten zu haben, indem man antizipierte, was die Menschen nur wollen können, wird im übrigen nicht durch den Umstand entkräftet, daß auch die Kybernetik sich von Anfang an mit der Vokabel Kommunikation geschmückt hat.<sup>31</sup> Denn sie meinte damit nie den politisch-moralischen Streit um das Nötige, Mögliche und Überflüssige, der in ihrem Rahmen allenfalls als Störung der harmonischen Selbststeuerung sozialer Regelkreise vorkommen kann. Wenn ferner von Bedürfnissen gilt, daß sie sich erst in ihrer Äußerung bestimmen, dann handelt es sich bei ihrer Artikulation auch nicht um das Verpacken eines vorweg feststehenden Inhalts, die Codierung einer "message", welcher der sogenannten Kommunikationstheorie als Ausgangspunkt von Kommunikation gilt. Dieser Disziplin, von der in der Ausbildung von Gestaltern ausgiebig und über viele Jahre hinweg Gebrauch gemacht wurde, liegt ein durchaus technisches Verständnis dessen, was da Kommunikation genannt wird, zugrunde; es kündigt sich sogleich in jenen Kästchen namens "Sender" und "Empfänger" an, mit denen die ganze Geschichte beginnt. Wer so redet, erklärt eine soziale Beziehung mit technischen Kategorien, statt umgekehrt an scheinbar bloß technischen Vorgängen ihre sozialen Voraussetzungen, etwa die ihnen zugrundeliegenden politischen Entscheidungen sichtbar zu machen.

Eben dies letztere zu leisten, war das Ziel von Ideologiekritik. Doch sucht auch diese den Dialog zwischen Gestalter und Nutzer durch Antizipation seiner Bedürfnisse zu umgehen. In ihr erscheint der Gestalter als Erzieher der Gesellschaft: Er kann nicht einfach einen Gegenstand für das Bedürfnis gestalten, sondern hat Bedürfnisse allererst zum Gegenstand seiner Gestaltung zu machen: "Selbstverständlich kann sich Gestaltung auf Bedürfnisse richten."<sup>32</sup> Befriedigung von Bedürfnissen scheint unangebracht, wo deren

30. Hans-Georg Gadamer: Über die Planung der Zukunft. In: Ders.: *Kleine Schriften I. Philosophie. Hermeneutik*. Tübingen: Mohr (Siebeck) 1967, S.161–178, 174.

31. Norbert Wiener: *Cybernetics or Control and Communication in the Animal and the Machine*. New York: Wiley & Sons 1949.

32. Bernd Meurer/Hartmut Vinçon: *Industrielle Ästhetik*. Gießen: Anabas-Verlag 1983 (Werkbund-Archiv 9), S.204. Ungeachtet der folgenden Einwände bietet dieses Werk

Zustand als einer der "Bedürfnis entfremdung"<sup>33</sup> diagnostiziert wird: "Tendenziell emanzipatorischer Gestaltung aber kann es nicht darum gehen, entfremdete Bedürfnisse über fremde Produkte gestalterisch *erfüllen* zu wollen, wie es von der herrschenden Gestaltungspraxis in unbelehrbarer Harmlosigkeit gefordert wird, sondern darum, Bedürfnisse zu *entfalten*."<sup>34</sup> In der Rede vom Entfalten zeigt sich die Strategie, anderen zu verstehen zu geben, daß das, was sie nicht wollen, aber nach Überzeugung der Vertreter "emanzipatorischer Gestaltung"<sup>35</sup> brauchen, eben das sei, was sie *eigentlich* wollen. Ihr Prinzip ist, ein moralisches Ansinnen seinen Adressaten als eine scheinbar bloß beschreibende Aussage über das, was sie wollen – nur mit der Einschränkung, es wäre noch 'unentfaltet', doch vom Gestalter "zu entfalten" –, naheulegen. Dies scheint um so nötiger, als der emanzipatorischen Gestaltung von ihren Vertretern nachgesagt werden muß, daß sie den realen Menschen in dem Maße Verdruß bereitet<sup>36</sup>, in dem sie dem "befreiten Menschen"<sup>37</sup> angemessen wäre. Wer sich ein Urteil über die Bedürfnisse anderer gestattet, muß diese anderen verdoppeln, um sich gegen sie auf sie berufen zu können. Die Figur des "befreiten Menschen" steht in diesem Zusammenhang für die Gewißheit des Gestalters, die realen Menschen seien nur noch nicht soweit, wenn sich ihr Mißbehagen regt angesichts jener rücksichtslos unversöhnlichen Gebilde, die er postuliert. Sie erhalten in den authentischen Gestaltern sozusagen lauter Vormünder, die es gut mit ihnen meinen – und zwar, dialektisch, indem sie nicht gut zu ihnen sind: "Da authentische Gestaltung sich mit ihrer Kritik gegen das richtet, was wirklich ist, bleibt durch sie und in ihr nichts, wodurch man – den Alltag vergessend – sie genießen könnte. Sie ist im Wortsinn ungemütlich und hat es auch zu sein."<sup>38</sup> Die von den Autoren so gefaßte Norm impliziert, daß die Individuen im Resultat je für sich auszubaden haben, was ihnen nach Behauptung eben dieser Autoren keineswegs je für sich zuzuschreiben ist: schließlich ist die Form, in der Bedürfnisse geltend gemacht werden und oft genug einzig gel-

---

den denkbar aufschlußreichsten Versuch, die Kritik der politischen Ökonomie für die Geschichte der Gestaltung bis zur Gegenwart fruchtbar zu machen.

33. Ebd.

34. Ebd.

35. Ebd.

36. Vgl. ebd., S.209. – Bernd Meurer: Schönheit. Zur Debatte industrieller Gestaltung. In: Winfried Hammann/Thomas Kluge (Hg.): *Zukunft. Berichte über den Wandel des Fortschritts*. Reinbek: Rowohlt 1985, S.90–135, 125f.

37. Meurer: Schönheit (wie Anm.36), S.96.

38. Meurer/Vinçon (wie Anm.32), S.213.

tend gemacht werden können, gesellschaftlich – kein Mensch hat von sich aus ein Bedürfnis nach Stadtautobahnen oder Atomkraftwerken, wohl aber, wenn Mobilität oder Energie nicht anders angeboten wird. Bei alledem ist den Autoren aufgefallen, daß die Konsequenz einer abstrakten Negation dessen, “was wirklich ist”<sup>39</sup>, samt einer generellen Kennzeichnung von unter Bedingungen des Industriesystems geäußerten Bedürfnissen als ‘falsch’ oder ‘entfremdet’, nicht etwa eine emanzipierte oder authentische Gestaltung im Unterschied zur “entfremdeten” wäre, sondern gar keine Gestaltung.<sup>40</sup> Die authentische Gestaltung, die sich demnach ebenso wie ihr kritisiertes Gegenbild auf “die gegebenen Produktions- und Lebensverhältnisse”<sup>41</sup> einläßt, soll gleichwohl noch darin von diesem unterschieden sein, daß sie deren Widersprüche, “die Antagonismen, die quer durch die Produkte hindurchgehen”<sup>42</sup>, sehen läßt. Doch das Kriterium verfängt nicht. Denn es gelingt nicht, zu zeigen, wie es *nicht* erfüllt sein könnte. Von Johnsons und Burgees A.T. & T. Headquarters und Ungers’ Frankfurter Messehochhaus heißt es, sie zeigten jene Antagonismen geradezu “unversöhnlich”<sup>43</sup>; am austauschbaren Gleichmaß der Rasterfassade des World Trade Center kann man das ökonomische Tauschprinzip ablesen – “In ihr erscheint der Kapitalismus nackt”<sup>44</sup> –, und selbst die Protagonisten der Postmoderne bezeugen, so die Autoren, in ihrem steten Bemühen, die gegebenen Verhältnisse gestalterisch zu verbessern, “daß diese unerträglich sind.”<sup>45</sup>

Sowenig indes die im Begriff authentischer Gestaltung gegebene Antwort auf das aufgeworfene Problem zu überzeugen vermag, da es nicht gelingt, die Differenz zu inauthentischer Gestaltung zu etablieren, so wenig ist damit das Problem als sinnlos erledigt. Denn natürlich muß das, was Menschen brauchen, nicht mit dem zusammenfallen, was sie wollen. Manchmal begehren sie das, was schlecht für sie ist. Aber das ist, gemäß dem zuvor skizzierten Gedanken, zu klären, indem man *mit* ihnen redet, nicht, indem man *über* sie sagt, bei ihnen verhalte es sich so. In der Reserve gegen letzteres liegt das Wahrheitsmoment des liberalen Gedankens. Der Ideologiekritik, die

---

39. Ebd.

40. Ebd., S.212.

41. Ebd.

42. Meurer: Schönheit (wie Anm.36), S.117. Meurer fußt auf Theodor W.Adorno: Funktionalismus heute. *Gesammelte Schriften*. Hg. v. Rolf Tiedemann. Bd.10/1. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1977, S. 375–395, 395.

43. Meurer: Schönheit (wie Anm.36), S.91ff.

44. Ebd., S.102.

45. Ebd., S.108. – Meurer/Vinçon (wie Anm.32), S.199.

der Opposition gegen ihn entspringt, gilt er als naiv. Doch es wäre eine Verzeichnung der liberalen Tradition, würde man sie dahingehend resümieren, daß die Menschen über ihre eigenen Angelegenheiten tatsächlich immer bestens im Bilde sind. Der liberale Grundsatz, daß die letzte Instanz für die Beurteilung der Qualität von Bedürfnissen die Individuen selbst sein sollen, verträgt sich vielmehr durchaus mit der Konzession, es könne nicht ohne weiteres und allgemein unterstellt werden, daß Individuen hinsichtlich ihrer eigenen Interessen im Klaren und zu einem diesen gemäßen Handeln in der Lage sind. Die liberale Pointe ist, es könne nur noch weniger unterstellt werden, daß irgend jemand anderes das für sie besser tun kann als sie selbst<sup>46</sup>. Daraus folgt für jegliche Kritik der Form, in der Bedürfnisse geltend gemacht werden – und diese Möglichkeit bleibt durchaus gewahrt –, daß die Rolle, in der sie zu üben ist, nicht die des Richters sein kann, sondern die des Unterredners. Die Kommunikation zwischen Gestalter und Nutzer wäre so von der Art, daß beide Seiten voneinander lernen können – mit dem durch keine Antizipation auszuschließenden Risiko des Irrtums auf beiden Seiten.

5. Freilich ist zu bedenken, daß der moderne Übergang zur industriellen Massenproduktion und damit von der Auftragserfüllung zum Angebotsprinzip<sup>47</sup> Chancen von Kommunikation zwischen Gestalter und Nutzer drastisch vermindert hat. Die Produktion erfolgt seitdem in der Regel nicht nach Maß und auf Bestellung – die ja solche Chancen darstellen –, sondern für einen anonymen Markt im vorhinein und nach einem mechanisch differenzierten Größensystem. Hersteller und Gestalter einerseits und der Kunde andererseits wissen tendenziell nichts mehr voneinander. Die Verbindung zwischen ihnen wird durch im Laufe der Zeit immer komplexer werdende Vertriebsformen und -wege vermittelt. Resultat dieser Abstraktion und sachliche Kompensation für das Obsoletwerden des persönlichen Vertrauens in die individuelle, zünftig kontrollierte Fertigkeit des Handwerkers ist der Markenartikel. Die vormoderne Produktion nahm demgegenüber ihren Ausgang davon, daß ein Bedürfnis angemeldet wird; der Schuhmacher etwa wurde dann tätig, wenn jemand bei ihm vorbeikam und kundtat, was er brauchte. In solcher handwerklichen Einzelfertigung war es möglich, Kundenwünsche bezüglich der Gestaltung direkt zu berücksichtigen. Ja es gab und gibt Gesell-

---

46. Reinhard Zintl: *Individualistische Theorien und die Ordnung der Gesellschaft. Untersuchungen zur politischen Theorie von James M. Buchanan und Friedrich August von Hayek*. Berlin: Duncker & Humblot 1983 (Ordo Politicus 22), S.27.

47. Zu dessen Auswirkungen auf Gestaltung s.a. Meurer/Vinçon (wie Anm.32), S.116. Vgl. S.10ff.

schaften, die, als Gruppe, die sie sind, jeden Abend zusammentreten und beraten, was sie am nächsten Tag benötigen. Doch anscheinend steht kein Rückweg offen in dergestalt idyllische Verhältnisse, daß jeder nur zu sagen hätte, was er gerade braucht. Der Dialog von Produzent und Nutzer, so könnte man vermuten, ist an Verhältnisse gebunden, in denen der Kreis der Bedürfnisse eng gezogen ist – an überschaubare Gruppen von frugaler Lebensweise und nicht sehr differenzierter Arbeitsteilung.

Es beginnen sich allerdings in jüngerer Zeit im Bereich von Fertigungstechnologien Neuentwicklungen abzuzeichnen, die den erwähnten Vorbehalt zumindest teilweise relativieren könnten. Durch die Anwendung computergesteuerter Technologien bei der Konstruktion und Produktion ist es möglich geworden, mit ein- und derselben Maschine das Erscheinungsbild innerhalb einer Großserie in individualisierte Kleinserien zu verändern. In bestimmten Sektoren mag in der Tat eintreten, daß die betriebsgebundene Massenproduktion überwunden wird, und infolgedessen ein Dialog zwischen Gestalter und Nutzer ebensowohl möglich wie nötig wird. Die generelle Prognose, daß das "Ende der Massenproduktion"<sup>48</sup> unmittelbar bevorstehe, und diese sich mit dem Übergang von der unflexiblen zur elektronisch gesteuerten, flexiblen Fertigung wieder in eine Art handwerklicher Einzelfertigung wandeln werde – Auferstehung der Produktion für den individuellen Bedarf aus dem Geiste von Silicon Valley –, erscheint aber vorschnell. Schließlich handelt es sich um Varianten einer Großserie, und in diesem Sinne um eine Variante der Massenproduktion. Überdies ist auch eine Kleinserie eine Serie, deren 50 Exemplare schwerlich einen 50fachen Dialog zwischen den späteren Nutzern und dem Gestalter veranlassen werden. Zudem kann auch bei kleinen Stückzahlen die Zahl der Nutzer so groß sein, daß der Dialog stets unvollständig bleiben wird – etwa im Fall eines Massenverkehrsmittels. Gewiß kann man, wenn man eine neue U-Bahn entwirft, sich mit einigen Nutzern der jetzigen ins Benehmen setzen. Und man kann dabei sogar eine gewisse Repräsentativität erreichen, indem man Frauen und Männer, Erwachsene und Kinder befragt. Aber es bleibt offen, ob die, die man nicht gefragt hat, nicht anders darüber denken. Deshalb muß die Gestaltung der gegenständlichen Umwelt zugleich so ausfallen, daß deren Nutzer das Maß an Identifikation und Reserviertheit ihr gegenüber selbst bestimmen können.<sup>49</sup> Darin läge eine Freiheit zu Ferne und Nähe, ein Verzicht auf Penetranz, der Distanz erlaubt,

---

48. Michael J. Piore/Charles F. Sabel: *Das Ende der Massenproduktion*. Berlin: Wagenbach 1985. – Frankfurt/M.: Fischer 1989.

49. Vgl. Olaf Weber: Möbel als Hintergrund. *form + zweck* 18 (1986), H.5, S.42–44, 43.

aber nicht erzwingt, und ebensowohl Aneignung erlaubt, aber nicht erzwingt. Gestaltung respektierte so, daß der, wo immer das Angebotsprinzip in Geltung bleibt – und das ist bis auf weiteres fast überall –, unbekannte Benutzer ganz anders sein könnte, als der Gestalter ihn sich vorstellt.

6. Die Intention, den Betrachter in den Bann des Gegenstands zu ziehen, mag Kunstwerken angemessen sein. Sich ihnen auszusetzen oder nicht, steht jedem zunächst frei. Die Gebrauchsgegenstände, auf die er angewiesen ist, müssen hingegen das mögliche Bedürfnis des Nutzers, von ihnen auch in Ruhe gelassen zu werden, von sich aus anerkennen. Die Skepsis gegen die Selbststilisierung des Produktgestalters zum Künstler bleibt darum unvermindert berechtigt. Eine inadäquate Vereinnahmung des Betrachters kann jedoch nicht nur durch Ästhetik vermittelt sein, sondern auch durch Moral. Die Differenz von Gut und Böse zielt nämlich darauf, hinsichtlich Identifikation und Opposition klare Fronten zu schaffen. Tatsächlich besitzt Ästhetik in dieser Hinsicht, die Ästhetik der Überwältigung im Nationalsozialismus einmal ausgenommen, in aller Regel mehr Liberalität als Moral. Und wenn es, wie behauptet, Gründe gibt, der Ethik Bedeutung für die Gestaltung der gegenständlichen Umwelt beizumessen, so gibt es doch zumindest auch den genannten Grund, sie zu minimieren. Deshalb war der Part, der ihr in den angestellten Überlegungen zugewiesen wurde, so eng umschrieben. Was an Moral vorkam, wurde so karg und formal gehalten, wie es eben ging. Das, worauf traditionell die Emphase des moralischen Urteils fällt: Schuld und schlechtes Gewissen, blieb ganz außen vor. Gestaltung, die sich an einer substantielleren Ethik orientieren würde, könnte kaum auf etwas anderes hinauslaufen, als Orte der Pflege des eigenen guten Gewissens zu schaffen. Moralische Gemeinschaften sind nämlich, nach Hegels Einsicht, Stätten notorischer Selbstgerechtigkeit; die ihnen angehören, sonnen sich im Gefühl, gute Menschen zu sein: "Der Geist und die Substanz ihrer Verbindung ist also die gegenseitige Versicherung von ihrer Gewissenhaftigkeit, guten Absichten, das Erfreuen über diese wechselseitige Reinheit und das Laben an der Herrlichkeit des Wissens und Aussprechens, des Hegens und Pflegens solcher Vortrefflichkeit."<sup>50</sup> Dies hat seinen Grund darin, daß Moral über Achtung und Achtungsentzug funktioniert. Sie teilt die Welt in Gut und Böse ein. Solange ein Mensch dies als seine private Weltanschauung pflegt, ohne die Welt nun auch praktisch vom Bösen befreien zu wollen, bleibt dies vergleichs-

---

50. Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Phänomenologie des Geistes. *Gesammelte Werke*. In Verbindung mit der Deutschen Forschungsgemeinschaft hg. v. d. Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften. Bd.9. Hamburg: Meiner 1980, S.353.

weise ungefährlich. Prekär wird es aber, wenn das moralisch angeleitete Fraktionieren: hier ist die richtige Partei, dort ist die falsche, und, gemäß dem Jesuswort "Wer nicht für mich ist, ist gegen mich" den öffentlichen Raum ergreift. Dessen mühsam erkämpfte moderne Form lebt nämlich von der Anstrengung der Beteiligten, ihn als die gemeinsame Sphäre von Menschen offenzuhalten, die in entscheidenden Fragen völlig unterschiedlicher Meinung sind. Nur sofern nicht von vornherein Schuldzuweisungen fixiert sind, besteht ihre Freiheit, öffentlich über die Gründe zu diskutieren, die für etwas sprechen und gegen etwas. Man muß dissentieren können, ohne sich als böse an den Pranger gestellt zu sehen. Diese Redensart enthält im übrigen einen Hinweis darauf, was es heißt, wenn ein öffentlicher Ort moralisch besetzt wird – der mittelalterliche Pranger war ein Platz, der eben diese Charakterisierung exemplifizierte.

In diesem Zusammenhang scheint es, daß die praktische Bearbeitung einschlägiger Probleme dem Nachdenken über sie voraus ist. Diesen Eindruck kann man wenigstens gewinnen, wenn man einen im Jahr 1993 erschienenen Tagungsband des Internationalen Forums für Gestaltung Ulm<sup>51</sup>, der offenbar die Idee einer ökologischen Ethik für gestalterisches Handeln fruchtbar machen soll, studiert. Während nämlich zumindest einige der Vorträge von unvermitteltem moralischem Pathos durchherrscht sind und davon dröhnen, wie Menschen, diese Wurmexistenzen, sich in ihrer faustischen Vermessenheit<sup>52</sup>, ihrer Hybris an der Natur vergangen hätten<sup>53</sup>, geht von solchem Denken in die Projekte, die es mit der Gestaltung des öffentlichen Raums zu tun haben, vernünftigerweise wenig, vielfach sogar nichts ein. Sie vermeiden eine Moralisierung und entsprechende Sozialpädagogisierung<sup>54</sup> der öffentlichen Sphäre und setzen teils mit großem Geschick auf das selbe Prinzip, das die Leute zum Konsum treibt: daß man seinen Spaß haben will.<sup>55</sup> Daß die Gestalter hier klüger erscheinen als ihre Öko-Philosophen, hat vielleicht

---

51. Internationales Forum für Gestaltung Ulm (Hg.): *Gemeinsam nutzen statt einzeln verbrauchen. Eine neue Beziehung zu den Dingen*. Gießen: Anabas-Verlag 1993.

52. Reiner Manstetten: *Ihr werdet sein wie Gott: das faustische Streben als Ursprung der Umweltkrise*, ebd., S.45–51.

53. Vgl. den Vortrag von Hans-Peter Dürr, ebd., S.37–45, 38.

54. Vgl. die von Susanne Mack gegebene Charakterisierung eines von ihr entworfenen Platzes für Wertstoffsammlung, ebd., S.183: "Die Visualisierung soll nicht belehrend wirken; die im Stadtraum integrierten 'Produkte' können, aber müssen nicht entdeckt werden."

55. Vgl. die Beschreibung der Projekte von Jochen Henkels (Waschsalon), ebd., S.142 bis 150, bes.143f., 146, und Anne C.Müller (Refillstation), ebd., S.204–212.

nur den praktischen Grund, daß Moral visuell schwer codierbar ist (die Christen hatten da einige Erfahrung, aber ihre Symbole sind verblaßt). Eine professionelle Präokkupation mit dem schönen Schein eher als mit Moral wirkt daran mit. Denn kompensatorisch zum Verzicht auf Moralisierung ergibt sich manchmal ein gewisser ästhetisierender Überschuß. Er erscheint als der Preis für das Aussparen des Geists der moralischen Gemeinde, der andernfalls auch noch in Müllsammelstellen jenen Dienst am Guten zelebrieren würde, dessen Kehrseite der ausgestreckte Zeigefinger ist, der das Böse identifiziert. Anders verhält es sich, wenn das Sammeln des Mülls chic wird: in diesem Fall haben die anderen eben einen schlechten Geschmack, und das ist – gemäß dem erwähnten relativen Vorrang der Ästhetik vor Moral in puncto Toleranz – eher harmlos. Sie mögen Banausen sein, jedenfalls sind sie nicht die Feinde der Menschheit. Und so lautet das Fazit: Wenn es vernünftigerweise so etwas wie eine Ethik der Gestaltung gibt, dann in dem Sinne, daß berücksichtigt wird, in welchen Kontext das Ergebnis der Gestaltung eingeht und wie es seinerseits den Kontext für anderes verändert, nicht, indem man den öffentlichen Raum nach dem Schema von Gut und Böse gestaltet.

*Prof. Dr. Andreas Dorschel*  
*Fachbereich Gestaltung*  
*Hochschule für Technik und Wirtschaft Dresden (FH)*  
*Friedrich List Platz 1*  
*D-01069 Dresden*